

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 47 (1991)
Heft: 1

Artikel: Sprachpflege tut nach wie vor not
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geht man vom Gehör aus, ist nur das «bißchen z» hinzugekommen. – Zusetzen und noch ein kleiner Klein-/Großbuchstaben-Austausch macht aus «Wahnsinn» «WAAhnsinn», und schon hat man die (atomare) Wiederaufbereitungsanlage (WAA) im kritischen Visier.

Ein anderer Geist fährt in ein Wort, macht sich laut(lich) bemerkbar – und fährt flugs wieder aus. Der Teufel? Der Wortteufel?

In diesen «Manipulationen» auf Zeit, in diesem Mißhören-Mißsehen-Mißverstehens-Spiel steckt «nur» ein bißchen Freud – und ein bißchen Orwell. Mit *diesem* Orwell aber läßt es sich leben, läßt es sich so gut leben wie mit Freud.

¹ 3431 = Urfaust 1123.

² «mißverstehen» kommt erst im 18. Jh. auf; «mißhören» ist seit dem 16. Jh. nachweisbar, könnte aber durchaus älter sein, paßt es doch ausgezeichnet in die mittelhochdeutsch breit ausgeformte «misse»-Familie, die – neben heute noch Gängigem – auch misse-denken, -geben, -geniezen, -glouben, -haben, -hoffen, -hüeten, -kennen u. a. m. kannte.

³ von Joachim Ernst Berendt, Frankfurt a. M. 1984

Sprachpflege tut nach wie vor not

Von Prof. Dr. Georg Thüerer

Vorbemerkung: Der vorliegende Aufsatz ist die stark gekürzte Wiedergabe eines Vortrags, den der Verfasser vor einiger Zeit vor der Gesellschaft für deutsche Sprache in Luzern hielt.

Schriftleitung

Wesen und Würde der Sprache

Unter den Merkmalen, welche den Menschen vom Tier unterscheiden, ist die Sprache das wichtigste. Sie ist es, welche uns von Naturwesen zu Kulturträgern erhebt. Die Sprache ist ein geregeltes System von Laut- und Schriftzeichen, die innerhalb einer Gemeinschaft verstanden werden. Die Wörter erlauben dem Menschen, sein Innenleben (Wahrnehmungen, Gefühle, Wünsche und Gedanken) auszudrücken und mitzuteilen. Ohne Sprache ist eine Kultur kaum denkbar. Auch Wissenschaften wie Chemie und Mathematik, die ihre besonderen Abkürzungen und Zahlen haben, bedürfen der Sprache. Selbst Künste wie Musik, Malerei und Tanz kommen – man denke nur an Kunstunterricht und Kritik – ohne die guten Dienste der Sprache nicht aus.

Das Kind wächst in die Muttersprache hinein

Das Kind kommt wohl mit einem Schrei, aber noch ohne Sprache zur Welt. Es würde sprachlos bleiben, wenn man es nicht in das Sprachleben einführte. Wir alle kennen die Freude, die vom ersten geglückten Wort aus Kindermund ausgeht. Mit jedem neuen Wort ergreift das Kind geistig Besitz von seiner Umwelt, und mit dem Wortschatz wird das Ausdrucksvermögen der jungen Seele reger und reicher. Haben die Eltern und die ältern Geschwister einen wachen Sprachsinn, so bedeutet das eine große Gunst für das Kind. In der Schule spürt man bald genug, wie verschieden – neben der Anlage – die Förderung zu Hause das Sprechvermögen der einzelnen Kinder bestimmt und welche Schranken sich Schülern aus Häusern, wo man wenig oder nur triebhaft spricht, entgegenstellen können.

Die Mutter ist die erste Sprachpflegerin. Nicht umsonst spricht man ja von der Muttersprache. Die Mutter wirkt durch ihr Beispiel und ihre Weisungen. Dabei spreche sie so, daß das kindliche Gemüt sie versteht, aber nie läppisch kindertümelnd. Man soll die Tiere mit den rechten Namen bezeichnen und sie nicht nach den Lauten, die sie von sich geben, benennen: die Haustiere heißen also «Hund» und «Katze», nicht Wauwau und Miau. Mütter können auch zu viel auf Kinder einreden. Bloßes Geschwätz ist eine Wortschwemme. Es gibt nun eben einmal Leute, bei denen das Reden eher ein Zustand als eine Tätigkeit ist.

Die Vielfalt der Sprachen

Beim Rang einer Sprache kommt es nicht nur auf die Zahl derer an, welche sie als ihre Muttersprache bezeichnen, sondern auch auf die Bedeutung der in ihr abgefaßten Schriftwerke. In solcher Sicht sind das alte Griechisch und das Latein der Römer, der mittelalterlichen Klöster und des Humanismus nicht «tote» Sprachen; ihr Bildungswert lebt ja im Gymnasium weiter. Eine logisch aufgebaute Kunstsprache – etwa das Esperanto – wäre für sachliche Mitteilungen zu begrüßen, kaum aber für dichterische Kunstwerke, denn sie wäre nirgends «daheim». Jedenfalls müssen wir uns in der Weltkultur noch auf lange Zeit mit Übersetzungen behelfen. Diese stellen Aufgaben, die nicht restlos zu lösen sind. Jede Sprache hat eben ihre eigene Denkweise und ihre besonderen Gefühlswerte. Der Italiener sagt nicht von ungefähr: traduttore – traditore. Das heißt, daß jeder Übersetzer auf gewisse Art ein Verräter sei, weil er das, was ihm die «Quellensprache» im Urtext vorlegt, bei der Übersetzung in die «Zielsprache» bewußt oder unbewußt «verfälscht». Manchmal fehlen auch die entsprechenden Ausdrücke. So hat das Französische kein Wort für «Geschwister», und beim Übersetzen

ins Deutsche kann ich nur aus dem Zusammenhang erkennen, ob das Wort «parents» «Eltern» oder «Verwandte» bedeutet. Ein Engländer oder gar ein Amerikaner kann Hunderte von «friends» haben, während wir mit dem Worte «Freund» behutsamer umgehen. Das gründliche Eindringen in eine fremde Sprache und das Abhören ihrer Eigentöne läßt uns das besondere Wesen der eigenen Sprache sozusagen von außen her erkennen und neu schätzen. Wer seinen Stil schulen will, übersetze jeden Tag eine Seite aus einer Fremdsprache ins Deutsche, und zwar schriftlich.

Fremdwörter

Die Begegnung verschiedensprachiger Völker führt zum Austausch von Waren und Gedanken. Nicht selten übernimmt man mit dem fremden Gut auch dessen Bezeichnung. Geschieht es mit Maß, so ist gegen diesen natürlichen Vorgang wenig zu sagen, zumal dort nicht, wo die fremden Wörter bei uns eingedeutscht wurden. So sind Bezeichnungen wie Ziegel, Dach, Straße, Mauer, Kammer, Keller, Fenster usw. fremden Ursprungs; aber es wäre unsinnig, diese Bezeichnungen, die vom Haus- und Straßenbau der alten Römer stammen, aus unserm Wortschatz zu verdrängen. Sie wurden schon sehr früh übernommen und haben sich im Wortton (Akzent) gemäß der germanischen Betonung der Stammsilbe und auch in der Endung unserer Sprache angeglichen. So sind sie gleichsam eingebürgert, und man nennt sie *Lehnwörter*.

Anders halte man es mit den eigentlichen Fremdwörtern, denen man die fremde Herkunft noch deutlich anhört. Da ist Vorsicht geboten. Strömt das Fremde im Übermaß in unsere Rede oder unsern Schriftverkehr ein, so wird der lebendige Kern unserer Sprache angegriffen. Er vermag dann nicht mehr, sich das fremde Wortgut anzuverwandeln, sondern viele Fremdwörter bleiben Fremdkörper und verunstalten wie Geschiebe und Blöcke bei einer Überschwemmung den Garten unserer Sprache.

Warum gebrauchen denn viele Leute so gerne Fremdwörter? Es geschieht meistens aus Eitelkeit oder aus Denkfaulheit. Ich kannte einen Schneider, der auch einen Stoffladen besaß. Auf seinem Aushängeschild aber pries er sich als «marchand-tailleur» an, womit er wohl beinahe sein gesamtes Französisch von sich gab, und nur wenige Dorfgenossen verstanden das welsche Wortpaar; dennoch glaubte er, ein Schimmer der «haute couture de Paris» falle auf sein Geschäft. Oder da steht ein Techniker vor einem Wasserfall und erklärt: «Man sollte von dieser hydraulischen Energie effektiv profitieren.» Er glaubt natürlich, daß ihm die Arbeiter rundherum nach diesem Fremdwörtertschwall staunend in die Nasenlöcher sähen. Sie schätzen aber einen Werkmeister eher, der

gemeinverständlich sagt: «Man sollte diese Wasserkraft wirksam ausnützen.» – Die Denkfaulheit verführt uns oft, ein schwammiges Fremdwort statt eines deutlichen deutschen Wortes zu gebrauchen. Was ist doch zum Beispiel nicht alles «interessant»? Dabei würden Eigenschaftswörter wie fesselnd, ansprechend, aufschlußreich, lohnend usw. unsern Briefen besser anstehen. Oder gibt man sich «interessanter», wenn man mit Fremdwörtern um sich wirft? Manchmal ist ihr Gebrauch Glückssache, wie es die aufgeputzte Frau erfuhr, als sie im Eisenbahnwagen fragte, ob ein Couplet (Coupé = Abteil) noch frei sei. Man halte sich auch frei vom Wahn, daß das Fremdwort auf die Dauer vornehmer sei. Das Wort Veloziped mochte in der Frühzeit des Fahrrads verblüffen. Heute ist es in der Mundart längst durch die Kurzform Velo und in der Schriftsprache durch Rad ersetzt. Und es würde wenig einladend wirken, wollte man jemand zum Mitfahren im Automobil bitten. Das gute alte Wort Wagen ist zu neuen Ehren gekommen.

Die Gelehrten schätzen viele Fremdwörter, weil sie von den griechisch-lateinischen Grundlagen der Wissenschaften her stammen und in den meisten Sprachen des abendländischen Kulturkreises geläufig sind, was den Gedankenaustausch über die Sprachgrenzen hinweg sehr erleichtert. Immerhin bemerken wir Sprachfreunde mit Genugtuung, daß gerade die größten Denker sich nicht selten am einfachsten ausdrücken. Sie haben es eben in keiner Weise nötig, sich mit fremden Federn und fremden Wörtern zu schmücken.

Ein neues Laster: die Abkürzungssucht am falschen Ort

In unserm Jahrhundert wird der Mensch immer mehr «verwaltet». Das bringt einen Riesenbau von Ordnungen, Ämtern und Ausschüssen mit sich. Zudem geht unser Leben hastiger vor sich. Da muß wohl oder übel auch die Sprache mithalten. Das ist verständlich. Manchmal weiß sich das Volk rasch zu helfen. Statt zu sagen: Die «Schweizerische Eidgenossenschaft» hat verfügt, heißt es eben kurz und bündig: Der «Bund» hat verfügt. In andern Fällen sind uns Abkürzungen wie SBB oder AHV geläufig, ja sogar vertraut geworden. Anderswo ist die Sache fragwürdiger. In meinem Empfinden haben sich FdP und SP usw. als Parteibezeichnungen noch nicht eingeschliffen. Warum konnte man nicht weiterhin von Freisinnigen und Sozialisten sprechen? Warum muß die Generalversammlung zur GV (gesprochen: Gevau) werden? Besonders übel wird es, wenn die gleiche Abkürzung vielerlei bedeuten kann. So wußte ich einst nicht, was FM bedeute. Aus der Studentenzeit kannte ich die Bedeutung von FM für Fux-Major; aus der Zeit, da unsere Kinder klein waren, erinnerte ich mich, dass FM Frauenmilch bedeute, und nun lernte ich in einem Vortrag über Radiotechnik, daß FM auch die Frequenz-

modulation bezeichnet, was die Eingeweihten wußten, nicht aber ich als Neuling. Man frage sich also zweierlei: erstens, ob eine Abkürzung wirklich unerläßlich und empfehlenswert sei und, wenn es der Fall ist, ob sie von den Hörern oder Lesern verstanden werde oder einer Erklärung bedürfe.

Bildervermengung

Wenn wir sprechen, so denken wir kaum mehr daran, was einzelne Wörter ursprünglich bedeuteten. So bezeichneten die Verben «be-greifen» oder «er-fassen» einst sinnliche Vorgänge; heute aber soll beim Gebrauch dieser Zeitwörter nicht die Hand, sondern der Geist etwas aufnehmen (comprendre), das heißt verstehen. Dieser Wortgebrauch im übertragenen Sinn gehört zur Sprachkultur.

Krasse Unkultur aber ist es, wenn man eigentliche Bilder bedenkenlos verwendet, wie es den Politikern im Parlament gar nicht selten unterläuft. Da empfahl ein Bauernvertreter: «Ich kann euch den Kuhmist nicht warm genug ans Herz legen.» Ein Arbeiter warb für die Zustimmung zu den etwas höhern Kosten bei einem Bauvorhaben: «Ich bitte Sie, diesmal auch den Verputz zu schlucken.» Ein dritter erhob den Warnfinger: «Das ist ein zweischneidiges Schwert, bei dem der Schuß oft hinten hinaus geht.» Ein vierter endlich schlug vor, ein aussichtsloses Geschäft nicht weiter zu behandeln: «Das ist ein totgeborenes Kind, das sich im Sande verlaufen hat.» Natürlich erzeugten alle diese Redner – unbeabsichtigtes – Gelächter, das ihnen peinlich sein mußte. Sie alle hatten verkannt, daß es zwar eine Tugend ist, Bilder zu gebrauchen, aber nur, wenn man ihren eigentlichen Sinn mitbedenkt. Verwendet man sie nur wie irgendwelche Gemeinplätze, so ergeben sich eben mitunter komische Auswirkungen.

Der leidige Papierstil

Alte Kaufleute haben sich einen besonderen Stil für die Geschäftsbriefe zurechtgelegt. Darin werden die Hauptwörter zu oft und die Zeitwörter zu selten gebraucht. Statt zu schreiben: «Wir sandten die Waren vorgestern», heißt es gespreizt: «Wir haben die Waren vorgestern zum Versand gebracht.» Die zweite Fassung ist länger und schlechter. Ein weiteres, viel umständlicheres Beispiel: «Es schweben diesseits noch Verhandlungen in bezug auf die Anordnung betreffs Aufstellung der Heizung.» Einfach gesagt: «Wir überlegen uns noch, wo man die Heizkörper am günstigsten aufstellt.» Der gerügte Satz hat vier auf «-ung» lautende Endungen. Diese «Ungerei» macht den Stil schwerfällig. Nicht selten

führt man Schneckentänze vor, wenn es um das liebe Geld geht. Aus «pekuniären Gründen» schreibt da ein Umstandspeter etwa: «Ich kann nicht umhin, tunlichst darauf hinzuweisen, daß sich die Summe der Einkünfte nicht allzutief unter derjenigen der Ausgaben bewegen sollte.» Klar heraus gesagt: «Wir sollten sparen.» Solche Sätze entschlüpfen manchen Leuten am Schreibtisch eher als im mundartlichen Gespräch am Familien- oder Wirtshaustisch.

Gesunde Mundart

Wir Deutschschweizer haben uns damit abzufinden, daß wir zweierlei Deutsch pflegen müssen: die hochdeutsche Schriftsprache und die alemannische Mundart, das Schweizerdeutsch. Die Mundart kann insofern als Muttersprache angesprochen werden, als die Mutter sie uns lehrte; das Hochdeutsche braucht deswegen nicht im geringsten eine «Fremdsprache» zu sein, sondern es ist und bleibt unsere Weltsprache, ohne die wir vom gesamtdeutschen Kulturraum abgeschnitten wären.

Unsere Mundart hat es nicht leicht. Es gibt einmal bei uns kein einheitliches Schweizerdeutsch von Davos bis Basel, vom Gotthard bis zum Randen. Große Städte und im Bergland selbst kleine Täler haben ihre eigene Mundart. Die immer regere Binnenwanderung, der damit verbundene Schulwechsel der Kinder sowie die vielen Ehen von Leuten aus verschiedenen Sprachräumen führen freilich zur Verflachung vieler Ortsmundarten. Das ist ein Vorgang, der sich kaum aufhalten läßt. Wir werden am Anfang des nächsten Jahrtausends in der Schweiz etwa sieben Großmundarten haben. An die Voraussage von Sprachgelehrten, die um 1900 annahmen, im Jahre 2000 spreche man an der Aare und an der Spree etwa gleich, ebenso am Zürichsee und an der Ostsee, glaubt längst niemand mehr.

Unsere Weltsprache ist Hochdeutsch

Bei aller Freude an unserer Mundart wollen wir doch der hochdeutschen Schriftsprache die Treue halten. Sie ist es, welche unsere Briefe und Bücher bis hinauf zur Wasserkante und tief in den Donaauraum hinein verständlich macht. Wir beneiden weder die Nordländer noch die Balten und auch die Flamen nicht und etliche Völker im Balkan um ihre Kleinsprachen, sondern freuen uns eben über den Weltanschluß, den wir in unserm Kleinstaat dank den großen Kultur- und Handelssprachen Deutsch, Französisch und Italienisch genießen, die immerhin zu den verbreitetsten Sprachen der Welt gehören.